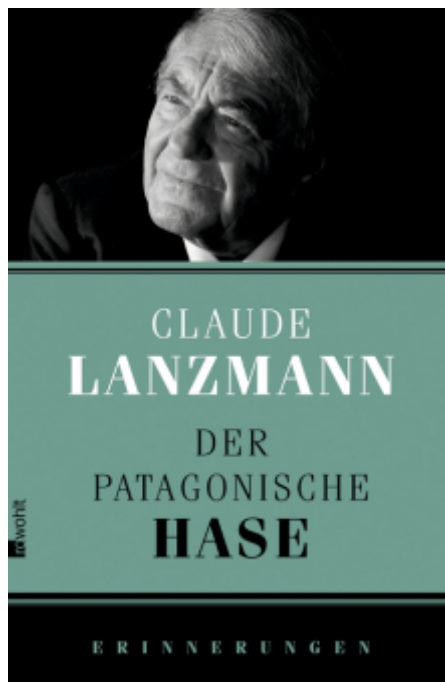


Leseprobe aus:

Claude Lanzmann

Der patagonische Hase



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Mitten im Nachmittag überstrahlte ihn die Sonne wie ein Brandopfer auf den alten Kupferstichen der biblischen Geschichte. Nicht alle Hasen gleichen einander, und glaub mir, Jacinto, es war nicht sein Fell, das ihn von anderen Hasen unterschied, und auch nicht seine Tatarenaugen oder die kapriziöse Form seiner Ohren. Es war etwas, das weit über das hinausreichte, was wir, die Menschen, Persönlichkeit nennen. Die unzähligen Wanderungen seiner Seele hatten ihn gelehrt, sich in den zum geheimen Einverständnis mit Gott oder einigen kühnen Engeln gnädigen Augenblicken unsichtbar oder sichtbar zu machen. Mittags hielt er stets fünf Minuten an derselben Stelle im Feld Rast. Mit gespitzten Ohren lauschte er auf etwas.

Der betäubende Lärm eines Wasserfalls, der die Vögel fliehen ließ, oder das Prasseln eines in Flammen stehenden Waldes, das die furchtlosesten Tiere entsetzt, hätten nicht einmal seine Augen geweitet. Das verworrene Getöse der Welt, das er im Gedächtnis bewahrte – bevölkert von Tieren der Vorzeit, dürrer Bäumen gleichenden Tempeln, von Kriegen, an deren Ziele die Krieger dann gelangten, wenn sich die Ziele schon geändert hatten –, machte ihn zugleich launischer und scharfsinniger. Wie es seine Gewohnheit war, blieb er eines Tages zu der Stunde stehen, in der die Sonne im Zenit die Bäume daran hindert, Schatten zu werfen, und er hörte nicht nur einen

Hund bellen, sondern viele Hunde, in rasendem Lauf durch die Landschaft unterwegs.

Mit einem Satz überquerte der Hase den Weg und begann zu rennen. Die Hunde jagten im Durcheinander hinter ihm einher.

«Wohin soll es gehen?», rief der Hase mit zitternder Stimme sein Scherzwort.

«Ans Ende deines Lebens», schrien die Hunde mit ihren Hundestimmen.

VORWORT

Ich habe viel selbst geschrieben, mein Leben lang, mit der Feder in der Hand. Aber dieses Buch habe ich diktiert, größtenteils der Philosophin Juliette Simont, meiner Mitherausgeberin bei der Zeitschrift *Les Temps Modernes* und zugleich meiner Freundin. Wenn Juliette durch ihre eigene Arbeit verhindert war, diktierte ich meiner Sekretärin Sarah Streliski, selbst eine begabte Schriftstellerin. Ich habe nämlich eine seltsame und, wie ich meine, recht seltene Erfahrung gemacht: Im Gegensatz zu den meisten meiner gleichaltrigen Freunde, die darauf bestehen, stolz ihrem Füllfederhalter und ihrem Fliegenbeinkrakeln treu zu bleiben, habe ich vor dem Computer, den man mir nach der Premiere meines Films *Shoah* schenkte, die großartigen und spielerischen Möglichkeiten dieser Maschine entdeckt, die ich langsam zu nutzen und zu beherrschen lernte, wenn auch nicht in allem, wozu sie fähig gewesen wäre, aber doch in den Funktionen, die mir nützlich waren. Wenn ich der neben mir sitzenden Juliette diktierte – wir beide vor einem großen Bildschirm –, fand ich das augenblickliche Gegenständlichwerden meines Denkens, perfekt fast bis aufs Wort, ohne Streichungen oder Entwürfe, einfach wunderbar. Vorbei waren die Schwierigkeiten, die ich immer

mit meiner eigenen Handschrift hatte, die sich vor meinen Augen je nach Stimmung, Gereiztheit oder Müdigkeit änderte, was auch immer mir jene sagen mochten, die sie schön fanden. Oft war ich von meinen Schriftzügen förmlich angewidert, die ich – um ein Wort von Sartre über seine eigene Handschrift aufzugreifen, und er schrieb so viel, dass er wissen musste, wovon er sprach – «klebrig von meinen Körpersäften» fand. Ein unübersehbarer Mangel verbot mir jedoch den Wechsel zur Modernität: Da ich ohne Übergang von der Füllfeder gleich zum Computer gesprungen war und die Schreibmaschine ganz und gar übergangen hatte, arbeitete ich viel zu langsam, wenn ich es allein versuchte: Ich tippte mit nur einem Finger, ich schaffte vielleicht einen kurzen Abriss, aber was für einen Polizeibericht ausreichen mag, genügte kaum für das Werk, das ich mir vorgenommen hatte. Meine Unsicherheit unterbrach meine Gedanken und tötete jeden Schwung. Wenn ich die furchterregende Aufgabe, vor der ich Jahr für Jahr zurückschrak, zu einem guten Abschluss bringen wollte, dann brauchte ich eine Erweiterung meiner selbst, ich brauchte andere Finger. Es wurden jene von Juliette Simont. Aber Juliettes Rolle erschöpfte sich nicht im Tippen, vielmehr hat sie die Arbeit entscheidend mitgeprägt. Es ist wahr, man hat mir tausendmal und von tausend Seiten gesagt, dass ich mein Leben aufschreiben müsse, dass es so reichhaltig, vielseitig und einzigartig sei, dass es unbedingt verdiene, festgehalten zu werden. Ich konnte dem beipflichten und wollte es ja auch gern tun, war mir aber nach der riesenhaften Anstrengung der Dreharbeiten zu *Shoah* nicht sicher, ob ich die Kraft besitzen würde, mich an eine so umfangreiche Arbeit zu machen, und ob ich es auch wirklich wollte. Genau hier wurde Juliette wichtig: Sie bestand darauf, dass ich endlich anfangen, dass ich mit den endlosen Ausflüchten aufhören sollte. So diktierte ich ihr eines Tages mühelos die erste Seite, wartete dann aber Monate, bis mir die zweite gelang, weil andere wichtige und dringliche Aufgaben

dazwischenkamen. Ich machte mich immer wieder ans Werk, aber wirklich gründlich arbeitete ich erst im Verlauf der beiden letzten Jahre daran. Während ich diktierte, bewies Juliette eine unendliche Geduld und respektierte mein nachdenkliches Schweigen, das oft recht lange dauerte; bereits ihre ruhige, verständnisvolle Art inspirierte mich. Man versteht, wie dankbar ich ihr bin.

Mein Dank gilt aber auch Sarah, die mit mir ebenso geduldig war, und meinen ersten Lesern, Dominique, Antoine Gallimard, Éric Marty und Ran Halévy, die mich mit ihrer Zustimmung ermutigten.

KAPITEL I

Die Guillotine – und ganz allgemein die Todesstrafe und die verschiedenen Arten ihrer Vollstreckung –, das wird die wichtigste Angelegenheit meines Lebens gewesen sein. Früh ist es damit losgegangen. Ich war vielleicht zwölf Jahre alt, nicht älter; die Erinnerung an den Kinosaal in der Rue Legendre im XVII. Pariser Arrondissement mit seinen roten Polstersitzen und seinen matt gewordenen Vergoldungen ist in mir nach wie vor erstaunlich lebendig. Ein Hausmädchen hatte die Abwesenheit meiner Eltern genutzt und mich dorthin mitgenommen. Der Film, der an jenem Tag gezeigt wurde, hieß *L’Affaire du courrier de Lyon*, mit Pierre Blanchar und Dita Parlo. Den Namen des Regisseurs weiß ich nicht mehr, und ich habe auch nie versucht, ihn herauszufinden; er muss aber sehr gut gewesen sein, weil ich gewisse Szenen nie vergessen konnte: den Überfall auf den Rumpelkisten des Kuriers von Lyon in einem finsternen Wald, den Prozess gegen Lesurques, der unschuldig zum Tode verurteilt wird, das Schafott mitten auf einem großen Platz, der in meiner Erinnerung weiß ist, das herabsausende Fallbeil. Man guillotinierte damals, wie während der Revolution, in der Öffentlichkeit. Monatelang wachte ich gegen Mitternacht auf, von entsetzlichen Schreckbildern verfolgt,

mein Vater musste aufstehen, in mein Zimmer kommen, mir über die Stirn und die vom Angstschweiß nassen Haare streichen, mir zureden, mich beruhigen. Man köpfte mich nicht nur, es kam auch vor, dass man mich «der Länge nach» zerschnitt, wenn ich es so sagen kann, so wie einen Baumstamm im Sägewerk, was mich jetzt an die erstaunliche Aufschrift «Männer 40 – Pferde (der Länge nach) 8» an den Türen der Güterwaggons erinnert, die 1914 Männer und Tiere an die Front und ab 1941 die Juden zu den fernen Kammern ihrer letzten Marter brachten. Man zersägte mich in Scheiben, flach wie Bretter, von einer Schulter zur anderen, dabei wurde auch der Schädel bis oben hin zerteilt. Die Albträume waren so heftig, dass ich als Jugendlicher und sogar noch als Erwachsener jedes Mal, wenn ich in einem Geschichtswerk, einem Buch, einer Zeitschrift eine Guillotine abgebildet sah, vor lauter Angst, die Bilder in mir wieder zum Leben zu erwecken, abergläubisch die Augen abwenden oder schließen musste. Ich bin mir nicht sicher, ob es mir nicht auch heute noch so gehen würde. 1938 – ich war dreizehn Jahre alt – hielten die Verhaftung und die Geständnisse eines deutschen Mörders, der Eugen Weidmann hieß, ganz Frankreich in Atem. Noch heute erinnere ich mich, ohne dass ich groß nachdenken müsste, an die Namen einiger seiner Opfer (er tötete kaltblütig, weil er stehlen und keine Zeugen zurücklassen wollte): die Tänzerin Jean de Koven, einen gewissen Roger Leblond und noch andere, die er im Wald von Fontainebleau verscharrte oder in dem von Fausses-Reposes (ein sehr passender Name). Die Wochenschau im Kino zeigte mit verschwenderischen Details die Ermittler, die das Unterholz durchsuchten und die Leichen ausgruben. Weidmann wurde zum Tode verurteilt und vor dem Eingangstor des Gefängnisses von Versailles im Sommer vor dem Krieg mit der Guillotine hingerichtet. Von dieser Enthauptung gibt es berühmte Fotos. Ich habe sie mir erst sehr viel später ansehen wollen; ich habe es lange getan. Dies war die letzte öffentliche Hin-

richtung in Frankreich. Danach wurde das Schafott – und zwar bis zum Jahr 1981, als die Todesstrafe auf Betreiben von François Mitterrand und Robert Badinter abgeschafft wurde – jeweils im Innenhof des Gefängnisses errichtet. Mit dreizehn Jahren ließ mich die gleichlautende Schlussilbe seines und meines Namens – Weidmann, Lanzmann – ein verhängnisvolles Schicksal erahnen. Übrigens darf ich mir, obwohl ich diese Zeilen in einem doch schon fortgeschrittenen Alter schreibe, des guten Ausgangs keineswegs sicher sein: Die Todesstrafe kann jederzeit wieder eingeführt werden, eine Verschiebung der Mehrheit, eine Abstimmung, eine große Angst reichen dafür aus. Auch ist die Todesstrafe bei weitem nicht überall auf der Welt abgeschafft, das Reisen bleibt also gefährlich. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Jean Genet, bei dem wir über meine alte Angst, unter der Guillotine zu sterben, sprachen (wir gingen aus von der Widmung seines Werkes *Notre-Dame-des-Fleurs* an einen mit der Guillotine hingerichteten Zwanzigjährigen: «Ohne Maurice Pilorge, dessen Tod mir immer noch das Leben vergällt ...», und es war dort ja auch die Rede von Weidmann, da das Buch mit seinem Namen beginnt: «Weidmann, den Kopf in schmale, weiße Bänder gehüllt, als Nonne und als verletzter, zwischen Roggenähren gestützter Flieger, erschien euch in einer Fünf-Uhr-Ausgabe ...»). Er hatte mir trocken geantwortet: «Bis dahin ist noch Zeit.» Er hatte recht. Er mochte mich nicht, ich erwiderte dieses Gefühl.

Ich habe keinen Hals. In nächtlichen Momenten der Koenästhesie, in denen ich mir das Allerschlimmste ausmale, habe ich mich oft gefragt, wo genau das Fallbeil bei mir auftreffen müsste, um mir den Kopf regelrecht abzutrennen. Ich kam immer nur auf die Schultern, und die aggressive Verteidigungshaltung, die ich Nacht für Nacht in den Albträumen einnahm, welche der Urszene des Todes von Lesurques folgten, hatte diese zum *morrillo*, dem muskulösen Nacken eines Kampfstiers, werden lassen, so undurchdringlich, dass die

Schneide abprallen und an ihren Ausgangspunkt zurückschnellen musste, von Rückstoß zu Rückstoß mit weniger Wucht. So scheint es, als hätte ich mich im Lauf der Zeit «kleingemacht», um der Klinge der Witwenmacherin keinen geeigneten Angriffspunkt und keine Gelegenheit zu geben, das Ihrige zu tun. In der Sprache der Boxer drückt man das anders aus: Ich bin *im crouch* herangewachsen, den Rumpf so stark gekrümmt, dass die Fäuste des Gegners abgleiten, ohne wirklich zu treffen.

In Wahrheit waren mein Leben lang – ohne Unterlass – die Abende (wenn ich wusste, was kam, wie oft während des Algerienkriegs) vor und die Tage nach einer Hinrichtung Zeiten des Schreckens, in deren Verlauf ich mich zwang, die letzten Augenblicke, Stunden, Minuten, Sekunden der Verurteilten vorwegzunehmen oder nachzuspüren, was auch immer die Gründe für das verhängnisvolle Verdikt gewesen sein mochten. Die lautlos gleitenden Filzpanntoffeln der Aufseher in den Todesgängen, das plötzliche Rütteln an den Riegeln der Zelle, das jähe Hochfahren des verstörten Gefangenen aus dem Schlaf, der Direktor, der Staatsanwalt, der Anwalt, der Priester, das «Seien Sie tapfer!», das Glas Rum, die Auslieferung an den Scharfrichter und seine Gehilfen mit dem augenblicklichen Übergang zu nackter Gewalt und die brutale Beschleunigung der letzten Szene: gewaltsam nach hinten gebogene oder im Rücken gefesselte Arme, grob mit einem Seilstück zusammengebundene Fußgelenke, das mit einer Schere zerfetzte Hemd, um den Hals frei zu machen; unter Stößen und Zurufen wird der Mann mehr einhergezerrt, als dass er selbst ginge, seine Füße schleifen über den Boden bis zur Tür, die sich unvermittelt vor der Maschine auftut: steil aufgerichtet, hoch, wartend, in der fahlen Morgendämmerung des Gefängnishofes. Ja, ich kenne das alles. Jacques Vergès hatte Simone de Beauvoir und mich um neun Uhr abends zu sich bestellt und uns benachrichtigt, dass im Morgengrauen ein Algerier im Gefängnis von Fresnes, im

Santé-Gefängnis von Paris, in Oran oder Constantine hingerichtet werden würde – und wir verbrachten Nächte damit, jemanden zu finden, der bei wiederum einem anderen telefonisch noch Fürsprache einlegen könnte, der es seinerseits ... wagen würde, den General de Gaulle zu wecken und ihn anzuflehen, in letzter Sekunde den Unglücklichen zu schonen, dem er ja schon die Begnadigung verweigert und den er im vollen Bewusstsein seines Handelns auf das Schafott geschickt hatte. Vergès stand damals an der Spitze eines «Kollektivs» von Rechtsanwälten der algerischen Befreiungsfront, die etwas praktizierten, was sie «Verteidigung durch Nichtanerkennung» nannten: Sie sprachen den französischen Gerichten das Recht ab, über algerische Unabhängigkeitskämpfer Urteile zu fällen, mit der Folge, dass manche ihrer Mandanten umso rascher zur Guillotine befördert wurden. Eines Nachts, schon spät und in dem Bewusstsein äußerster Dringlichkeit, gelang es Castor und mir unter dem kalten Blick von Vergès, François Mauriac zu alarmieren. Ein Mensch sollte sterben, man musste ihn retten; was verfügt worden war, konnte noch rückgängig gemacht werden. Mauriac begriff das sehr wohl, aber er wusste, dass man de Gaulle nicht weckt und dass es ohnehin nichts genützt hätte. Es war zu spät, absolut zu spät. Für Vergès, dem die Vergeblichkeit unserer Bemühungen völlig bewusst war, gehörte unsere Anwesenheit in seiner Kanzlei während jener Hinrichtungsnächte zu einer politischen Strategie. Wir willigten in sie ein, weil wir uns seit Anbeginn für die Unabhängigkeit Algeriens eingesetzt hatten, aber das Gefühl der Ausweglosigkeit wurde für mich stärker als alles andere und steigerte sich ins Unerträgliche, je näher die Schicksalsstunde rückte. Die Zeit dehnte sich und widersprach sich selbst, wie ein Galopp in Zeitlupe: Dieser programmierte Tod hörte nicht auf zu geschehen. Wie in dem Raum, wo Achilleus niemals die Schildkröte einholen kann, teilte sich hier die Zeit mit ihren Sekunden ins Unendliche auf und steigerte die Folter durch das Bevor-

stehende bis zum Höhepunkt. Vergès, schließlich telefonisch informiert, machte der Sache ein Ende; wir standen am frühen Morgen draußen im Regen, Simone de Beauvoir und ich, niedergeschlagen, leer, von jedem Vorhaben abgeschnitten, als ob die Guillotine auch unsere Zukunft geköpft hätte.

Als Hitler den Befehl erteilte, die Verschwörer des 20. Juli 1944 der Reihe nach hinzurichten, um seinem Volk Angst einzujagen und es von jedem weiteren Komplottversuch gegen ihn abzuschrecken, stellte sich heraus, dass das Tempo, in dem die Scharfrichter ihre Aufgabe zu verrichten hatten, die Genauigkeit und Konzentration gefährden würde, die nach alter Tradition bei einer Enthauptung durch das Beil erforderlich waren, die übliche Weise, in Deutschland die Todesstrafe zu vollstrecken. Am 22. Februar 1943 starben die Helden der «Weißen Rose», Hans Scholl, seine Schwester Sophie und deren Freund Christoph Probst, zwanzigjährig unter dem Beil des Scharfrichters im Gefängnis München-Stadelheim nach einem dreistündigen Schnellprozess, der vom schändlichen Roland Freisler, dem Präsidenten des Volksgerichtshofs, geführt wurde, welcher eigens dafür aus Berlin angereist war. Kurz nachdem das Urteil verkündet war, wurden sie in einem Keller in Stadelheim umgebracht, und Hans rief: «Es lebe die Freiheit!», als er seinen Kopf auf den vom Blut seiner Schwester geröteten Richtblock legte. Ich kann die schönen, nachdenklichen Gesichter der drei bis heute nicht betrachten, ohne dass mir Tränen in die Augen treten: Der Ernst, die Würde, die Entschlossenheit, die geistige Kraft, der unerhörte Mut der Einsamkeit, der aus jedem von ihnen strahlt, zeigen in aller Klarheit, dass sie das Beste und die Ehre Deutschlands sind, ja das Beste der Menschheit. Die Verschwörer des 20. Juli dagegen weihten die deutsche Guillotine ein: Im Gegensatz zur französischen, die schmal, hoch, eindrucksvoll ist und sich ästhetischen Drapierungen durch Literatur geradezu anbietet, ist die deutsche schwerfällig, vierschrötig,

quadratisch, sie passt bequem in einen Raum mit niedriger Decke; ihr Messer kann im Fall keine Geschwindigkeit aufnehmen und ist daher ungeheuer schwer, und ich bin mir nicht sicher, ob die Klinge, wie bei uns, abgeschrägt ist. Ihre Wirksamkeit steckt allein in ihrem Gewicht. Es war wiederum Freisler, der in Berlin die Verhandlung gegen die Männer des 20. Juli führte. In Wahrheit hatte er alle Rollen inne, die des Staatsanwalts und des Gerichtsvorsitzenden, er leitete den Prozess, führte die Verhöre und verschaffte sich mit empörendsten Mitteln Aussagen. Für die Bedürfnisse der nationalsozialistischen Propaganda wurde ein Film über diesen «Prozess» gedreht, er sollte die Zuschauer erbauen und die zukünftigen Opfer der Guillotine lächerlich machen.

Fouquier-Tinville aus der Zeit der Schreckensherrschaft der Französischen Revolution, Wyschinski, der Chefankläger der Moskauer Prozesse, Urvalek, der tschechische Hetzer beim Slánský-Prozess, Freisler – sie gehören alle in eine Reihe und zu derselben Sorte der Herren der Stunde bedenkenlos dienenden Metzgerbürokraten, die den Angeklagten keine Chance lassen, sich weigern, sie anzuhören, sie beleidigen, die Verhandlungen auf einen Schuldspruch hin anlegen, der schon vor Prozessbeginn feststeht. Im Film über den 20. Juli kann man Freislers vor geheuchelter Wut angespanntes, verzerrtes Gesicht sehen, wie er den Offizieren und Generälen der aristokratischen Elite der Wehrmacht das Wort abschneidet, die ganz mit dem Versuch beschäftigt sind, ihre immer wieder lächerlich auf die Knie hinunterrutschenden Hosen ohne Gürtel und Knöpfe hochzuziehen und in Ordnung zu bringen, während der Ankläger von seinem Zorneschrei zu drohenden Schmähungen wegen Missachtung des Gerichts übergeht. Aber man lacht nicht: Die von jenen Unglücklichen unmittelbar vor dem Prozess erlittenen Folterqualen und die in ihre Gesichter eingeschriebene Gewissheit, dass sie in den kommenden Stunden sterben werden, verleihen ihnen den

tragischsten Gesichtsausdruck, den es geben kann, wo Nichtbegreifen und Todesangst miteinander im Widerstreit liegen. Der Bericht von ihrer Enthauptung in einem Kellergeschoss des Gefängnisses in Berlin-Moabit (es steht noch immer im Stadtteil Alt-Moabit) ist grauenhaft: Die von Freisler Verurteilten – die Hände gefesselt, die Fußgelenke umwickelt von den eigenen Hosen – standen Schlange, um zu sterben; plötzlich wurden sie von den kräftigen Armen der Henkersknechte gepackt, die sie – nach anderswo erprobter SS-Methode – entweder nach links oder rechts schoben, da zwei Guillotinen gleichzeitig in Betrieb waren, nebeneinander unter der niedrigen Decke, dabei die Schreckensschreie, die allerletzten Bekundungen des Widerstands, der Geruch von Blut und Scheiße. In Moabit gab es keinen Platz für die schöne, allzu schöne Sequenz des *Danton*-Films von Wajda: Die leichte Kutsche, die Danton von Arcis-sur-Aube, wo er in der schlimmsten Phase der Schreckensherrschaft einige Tage leidenschaftlichster Liebe mit seiner Mätresse verbracht hatte, nach Paris zurückbringt, gelangt im ersten Morgengrauen auf die Place de Grève und beschreibt einen vollkommenen Bogen um die schlafende Guillotine, die anmutig von einem Band aus Nacht verhüllt wird, das sie aber nicht ganz verbirgt, was es Danton, dem «Nachsichtigen», gestattet, die entblößte schräge Schneide des Messers zu erkennen – eine dumpfe, warnende Vision. Alejo Carpentier ist in den herrlichen Anfangsseiten seiner *Explosion in der Kathedrale* (ohne Wortspielerei) von anderer Schärfe: Victor Hugues, Bevollmächtigter der Republik, ehemals öffentlicher Ankläger in Rochefort und leidenschaftlicher Bewunderer Robespierres, bringt den Erlass vom 16. Pluviöse des Jahres II, der die Sklaverei abschafft, auf die Antillen, und er bringt auch die erste Guillotine: «Aber im Bug stand aufrecht die Tür ohne Flügel, nur mit Oberschwelle und Seitenpfosten mit der Winkelfläche dazwischen, dem schiefen Halbgiebel, dem schwarzen Dreieck mit der scharf geschliffenen kalten Schneide, das an seinem